

[Nachdruck verboten.]

89]

## Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Ein heftiger Sturm hatte sich erhoben und schüttelte die vor dem Stationsgebäude gepflanzten Akazienbäume, daß es ein Erbarmen war; aus den grauen, jagenden Wolken segte kalter Strichregen nieder. Habrecht achtete dessen nicht und setzte seinen ehrwürdigen Frack, den er auch zu dieser Reise angelegt hatte, schonungslos den Unbilden der Witterung aus. Nur seinem grauen, langhaarigen Zylinder gewährte er den Schutz eines über ihn gebreiteten und unter den schnörkelartigen Krempen befestigten Taschentuchs und pendelte so neben Pabel auf dem Perron hin und her und sprach ohne Unterlaß.

Nachdem die Kasse eröffnet worden und er ein Billett gelöst hatte, kannte seine Ungeduld keine Grenzen mehr. Er zog seine Uhr, der des Bahnhofes traute er nicht. Beinh Minuten noch . . . möglicherweise konnte aber der Zug gerade heute um fünf Minuten früher eintreffen, und da man dann in fünf Minuten scheiden mußte, warum nicht lieber gleich? Er bat Pabel inständigst, heimzugehen, sich seinetwegen nicht länger aufzuhalten. Vorher aber zwang er ihn noch, fast mit Gewalt, seine Uhr anzunehmen.

„Ich brauch sie nicht mehr, mein Freund hat eine. Denk nach: wenn immer auf zwei Menschen eine Uhr käme, was wäre das für ein günstiges statistisches Verhältnis! — Leb wohl, geh jetzt.“

Mit einer Hand schob er ihn fort, mit der andern hielt er ihn zurück. „Meine letzten Worte, lieber Mensch, merk sie Dir! präge sie Dir ins Hirn, in die Seele. Gib acht: Wir leben in einer vorzugsweise lehrreichen Zeit. Nie ist den Menschen deutlicher gepredigt worden: Seid selbstlos, wenn aus keinem edleren, so doch aus Selbsterhaltungstrieb . . . aber ich sehe, das ist Dir wieder zu hoch — — anders also! . . . In früheren Zeiten konnte einer ruhig vor seinem vollen Teller sitzen und sich's schmecken lassen, ohne sich darum zu kümmern, daß der Teller seines Nachbarn leer war. Das geht jetzt nicht mehr, außer bei den geistig völlig Blinden. Allen übrigen wird der leere Teller des Nachbarn den Appetit verderben — dem Braven aus Rechtsgefühl, dem Feigen aus Angst . . . Darum Sorge dafür, wenn Du Deinen Teller füllst, daß es in Deiner Nachbarschaft so wenig leere als möglich gibt. Begreifst Du?“

„Ich glaube, ja.“

„Begreifst Du auch, daß Du nie eines Menschen Feind sein sollst, auch dann nicht, wenn er der Deine ist?“

„So etwas,“ erwiderte Pabel, „hat mir schon meine Schwester gesagt.“

Habrecht drückte seine Freude an dieser Uebereinstimmung aus und fuhr fort: „Ferner, verlerne das Lesen nicht. Ich habe aus meinem Vorrat von Schulbüchern, ehe ich ihn verschenkte, sechs Stück für Dich beiseite gebracht — Du wirst sie durch die Post erhalten — schlechte Büchlein, von unberühmten Männern zusammengestellt; wenn Du aber alles weißt, was in ihnen steht, und alles tußt, was sie Dir anraten, dann weißt Du viel und wirst gut fahren. Lies sie, lies sie immer, und wenn Du mit dem sechsten fertig bist, fange mit dem ersten wieder an . . . Was das allerschwierigste im Leben betrifft, die süßeste, die grausamste, die mächtigste und fürchterlichste aller Leidenschaften — ich mag sie gar nicht nennen —, so meine ich, Du wärst abgeschreckt und könntest es bleiben. Sie ist Dir am Quell vergiftet worden, bei ihrem ersten Ursprung, das hilft manchmal für immer. Du hast es mit ihr so schlecht getroffen, wie Dein aufrichtiger Freund, für den ich mich halte, es Dir nicht besser hätte wünschen können.“

Auf dem Bahnhofe waren immer mehr Leute zusammengelassen, ein erstes Glockenzeichen wurde gegeben, aus der Ferne gellte ein Pfiff. Habrecht merkte von alledem nichts, er hatte Pabel am Rock gefaßt und redete hastig und heftig in ihn hinein:

„Nicht jeder braucht einen Hausstand zu gründen; das

ist der größte Wahn, daß man eigene Kinder haben müsse — es gibt Kinder genug auf der Welt . . . und je besser ein Vater ist, desto weniger hat er von seinen Kindern — wer fühlt edel und selbstlos genug, um sich zutrauen zu dürfen, er werde ein guter Vater sein? . . . Und Deinen Ruf, lieber Mensch, achte auf Deinen Ruf, Du weißt schon, die gewisse Tafel, die blank sein muß — die Deine war sehr verkräftelt . . . puße, fege, strebe vorwärts . . . glaube: wenn Du heute nicht etwas besser bist, als Du gestern warst, bist Du gewiß etwas schlechter . . .“

„Herr Lehrer,“ wollte Pabel ihn aufmerksam machen, als nun zum zweiten Male geläutet wurde; aber unter dem Zipfel des Taschentuchs hervor, das sich aus der Gutfrempe losgelöst hatte und nun, vom Winde bewegt, Habrechts Gesicht umflog, sah dieser ihn lieblich an und fuhr fort:

„Wende mir nicht ein: das sind lauter zu hohe Grundsätze für unsereiner; gehen Sie damit zu denen, die ohnehin schon hoch stehen; wir sind geringe Leute; für uns ist auch eine geringere Moral gut genug . . . Ich sage Dir, gerade die beste ist für Euch die rechte; Ihr Eringern, Ihr seid die Wichtigen, ohne Eure Mitwirkung kann nichts Großes sich mehr vollziehen — von Euch geht aus, was Glück oder Segen der Zukunft sein wird . . .“

„Herr Lehrer, Herr Lehrer! es ist Zeit,“ sagte Pabel, und Habrecht versekte:

„Eure Zeit, ja wohl — und was ihr aus derselben macht, das wird . . .“

„Einsteigen!“ rief es dicht an seinem Ohr, und er sah sich um, sah den Zug dastehen und erschrak furchtbar. „Dritte Klasse nach Wien!“ schrie er, rannte auf den ihm vom Schaffner bezeichneten Waggon zu und erklimmte ihn mit nicht gerade anmutiger, aber wunderbarer Behendigkeit.

Pabel eilte ihm nach und reichte ihm seine Effekten in den Wagen, in dem Habrecht unter vielen Entschuldigungen einen Platz gefunden hatte. Ein neuer Pfiff, der Zug setzte sich in Bewegung, eine kleine Strecke konnte ihn Pabel in scharfem Laufe begleiten.

„Gott behüte Sie, Herr Lehrer!“ schrie er, und durch das Brausen der davonrollenden Lokomotive und aus Rauch und Dampfswolken kam die Antwort:

„Und Dich, lieber Mensch, Amen, Amen, Amen!“

Am späten Abend, nachdem Pabel heimgekommen war, fütterte er seinen Hund, nahm eine Saue und grub dem Steine nach, den er unter die Schwelle seines Hauses versenkt hatte. Lamur saß daneben und warf aus verdrießlich zugekniffenen Augen so scheele Blicke auf die Arbeit seines Herrn, leckte sich die Nase so oft und sah so verächtlich drein, daß Pabel seine üble Laune bemerken mußte.

„Ist Dir's vielleicht nicht recht?“ fragte er.

Ein höhnisches Zähneklatschen war die Antwort.

Pabel aber hatte den Stein aus der Erde gehoben, betrachtete ihn, wog ihn in der Hand und fand ihn kleiner und leichter, als er sich ihn vorgestellt hatte.

„Da ist er, schau — nimm!“ sagte er und hielt ihn dem Hunde hin, der ihn in die Schnauze nahm und seinem Herrn nachtrug.

Am Brunnen angelangt, an dem ihre erste Begegnung stattgehabt hatte, nahm Pabel dem Hunde den Stein aus dem Maul und schleuderte ihn ins Wasser, in dem er mit einem lauten Glucksen verjank.

Lamur gab durch Knurren seine Mißbilligung zu erkennen.

17.

Seit einiger Zeit hatte die Frau Baronin ihre Wohnung im ersten Geschos des großen Schlosses mit einer zu ebener Erde gelegenen vertauscht. Sie fühlte sich sehr alt werden, das Treppensteigen wurde ihr schwer, und sie unterzog sich dieser Mühe nur noch bei besonderen Festlichkeiten, die nirgends anders als im Ahnenjaale stattfinden konnten. Am ersten Januar zum Beispiel, wenn die Baronin die Glückwünsche ihrer in corpore mit Gemahlinnen und courfähigen Nachkommen ausgerückten Beamten empfing; oder am Gründonnerstag, wenn sie, einer Familientradition getreu, dasselbe Fest in bescheidener Nachahmung beging, das an diesem

Lage in der Hofburg zu Wien mit kaiserlichem Glanze vollzogen wird.

Das gewöhnliche Leben der Greisin verfloß in gleichmäßiger, immer tiefer werdenden Stille. Sie beschäftigte sich viel mit dem Gedanken an ihren Tod, dem sie ohne Furcht und, trotz mancher quälenden Leiden und Beschwerden, ohne Ungebuld entgegen sah. Sie hatte in ihren letzten Anordnungen das Kloster zum Erben ihres Gutes Soleschau eingesezt. Das Kloster, in dem Milada erzogen worden war, die, so es Gott und seinen Stellvertretern auf Erden gefiel, bestimmt sein konnte, einst die oberste Leiterin des Hauses zu werden, in das sie vor Zeiten als der ärmste Bögling getreten war. Kein Bedürftiger der Gemeinde war im Testament der alten Dame vergessen und auch keiner ihrer Diener. An sich hatte sie zuletzt gedacht, dann aber recht ausführlich, und das Zeremoniell, das sie bei ihrem Leichenbegängnis beobachtet wissen wollte, genau bestimmt. Die Gruft, die halb verfallen war, und für deren Erhaltung sie grundsätzlich nie etwas getan, sollte noch ihre Reste aufnehmen, dann zugemauert und der Eingang mit Erde und Hasen überdeckt werden. Die Leute, die da drinnen liegen, schließen sich mit Vergnügen von der heutigen Welt ab, meinte sie, ordnete jedoch an, daß die Kapelle, die den Grufthügel krönte, in gutem Stand erhalten werde und immer offen zu bleiben habe, damit jeder, dessen Herz danach verlangen sollte, an der heiligen Stätte ein Vaterunser für die alte Gutsfrau zu sprechen, diesem frommen Bedürfnisse nachkommen könne.

Die Baronin sann jetzt oft darüber nach, wer von den Leuten, denen sie manche Wohlthat erwiesen hatte, den Wunsch empfinden würde, für ihre ewige Ruhe zu beten, und gewöhnte sich, jeden, mit dem sie sprach, darauf anzusehen, ob er wohl zu denen gehöre, die ihrer vergessen, oder zu denen, die ihrer gedenken würden. Und wenn auch nicht ausschlaggebend, war die Bejahung oder Verneinung der Vermutungen, die sie darüber anstellte, doch von großem Einfluß auf ihre Wertmessung, der Menschen.

Eines Morgens, am Tage nach Pabels letztem Klosterbesuch — die Baronin sah bei ihrer Arbeit in der Mitte eines Kanapees, das bequem noch einem halben Duzend Personen von ihrem Umfang Platz geboten hätte, hinter einem ebenso langen, schwerfälligen Tisch — öffnete sich die Thür des Zimmers, und Matthias trat ein und meldete:

„Der Holub ist schon wieder draußen.“

„Schon wieder? — meines Wissens kommt er ja nie,“ sagte die Schloßfrau, und Matthias erwiderte:

„Ja — aber so halt.“

„Hm, hm, was will er?“

„Sprechen möchte er.“

„Mit wem?“

„Mit freiherrlichen Gnaden.“

„Soll kommen,“ befahl die Baronin, und bald darauf knarrten Pabels schwere Stiefel auf den Parketten,

[Fortsetzung folgt.]

[Kadruza verboten.]

## Der letzte seines Stammes.

Von Hermann Böns.

Mitten in dem einsamen Bergwalde liegt ein tiefer Erdfall. Jäh stürzen die grauweißen, zerborstenen Gipsfelsen an seinen Steilwänden ab. Eine Fichtendigung, ein schwarzer, verfilzter Klumpen, umringt ihn zur Hälfte. Ihr gegenüber am anderen Rande ragt aus weichem, leuchtendem Moose eine steinerne Säule empor, ein grober, ungeschlachter Block. Die Inschrift, die das Denkmal trug, ist nicht mehr zu deuten. Schwach hebt sich aus der grauen Flechtenkruste ein kunstloses Kreuz ab, roh in den Stein gemeißelt, und ebenso grob hineingehauen ist das gestielte Dreieck daneben. Es soll ein Beil vorstellen.

Kein Mensch weiß, zu weissen Gedanken der Blutstein gesetzt wurde. Aber er macht den Wald unheimlich. Kein Bauer, kein Holzarbeiter geht gern allein hier vorbei. Es geht da um. Man hört es rascheln und sieht nicht, was da geht. Man hört es schreien und weiß nicht, von wem. In der Dämmerung tanzen grüne Lichter um den Stein. Der alte Waldwart hat sie oft gesehen.

Auch heute, an diesem hellen Maienmorgen, sieht er unhold aus, der graue Block. Unheimlich sind die Blumen, die um seinen Sockel blühen: blasser, gedunsener Aronsstab, menschenhautfarbiger Schuppenwurz, der Vogelneftwurz, wachsgelbe Blüten- gespenster, der Nachtwiwe leichenfarbene Blumen. Das Reh, das

am Rande des Erdloches entlang zieht, verhofft jäh, äugt nach dem Mordsteine, windet, tritt hin und her und stüchelt laut schredend von dannen. Eine Märzdroffel, die mit einer bunten Schnede im Schnabel auf einem Felsbroden einfällt, läßt ihre Beute fallen und stiebt mit Gezeier ab. Der Rotkeppich, der vorüberschnurrt, hebt sich höher und schreit entsezt auf. Der Holzschreier wendet jäh seinen Flug und kreischt voller Angst. Auch das Rotkehlchen flattert mit Furchtgeschreie davon.

Der graue Felsblock am Sockel des Mordsteines, schwarz gestreift von den Schlagschatten der Eschenzweige, gelb gefleckt vom einfallendem Lichte, hat Leben bekommen. Er reckt sich, streckt sich, läßt eine grau und schwarz geringelte Schlange sich winden und drehen, rundet sich, dehnt sich und bläht sich, wird lang und dünn und kurz und dick, läßt zwei grüngelbe Lichter aufblühen, eine rote Flamme aufleuchten, duckt sich, schnellt sich empor und bildet plötzlich eine seltsame Bekrönung des unheimlichen Steins.

Sie haben alle recht, die da sagen, bei dem Barloche gehe es um, da schleiche unhörbar ein Gespenst, da schreie ein unsichtbarer Kobold, da blizten grüne Augen. Has und Reh, Eichhorn und Haselmaus, Droffel und Rotbrüschchen, sie kennen es allzugut, das graue Gespenst, das leise heranschleicht und lautlos zusäzt mit unsehnbarem Griffe und sicherem Biß. Die letzte Wildtaube des Tales ist es, die im alten Mutterbau auf dem Grunde des Barloches haust, ein Ruder, so stark wie ein alter Fuchsrübe.

Oben auf dem Denkmale bleibt er eine Weile sitzen, den Sonnenstrahl genießend, der durch das Eschenlaub auf seinen Rücken fällt. Dann stellt er sich aufrecht, reckt die Lunte steif empor, rundet den Rücken, macht ihn lang, reckt sich und gähnt, sezt sich, wächzt und pudt sich und ist im Nu wieder am Boden, wo der alte Holunderbusch den schiefen Stamm über das Erdloch schiebt. Der Ruder reibt, wohligh schnurrend, den Rücken an dem rauhen Stamm, dann fährt er zurück, springt vor, bersezt der Rinde einen Brantenrieb, zieht die Krallen durch die Rinde, ganz schnell viele Male und dann wieder ganz sacht, bis die Rinde wund ist und stechender, dumpfer Duft ihr entströmt. Und da wirft sich der Wildkater schnurrend und murrend und knurrend gegen sie, streichelt sie zärtlich, drückt die Nästern an sie, bersezt ihr graufame Krallensiebe, reißt Bastfäden herunter, wirft sich auf den Rücken und zersezt das starkriechende Laub mit langsamen Griffen und schnellt plötzlich auf alle vier Läufe, zu Stein erstarrt, die Gehöre steil aufgerichtet, und lautlos gleitet er an der Gipswand hinab.

Es knidde ein dürrer Stengel, es knitterte ein trodenes Blatt, leise, ganz leise, aber doch nicht so leise, daß des Raters scharfes Gehör das Geräusch nicht richtig deutete. Das war nicht Reh und war nicht Haf, und war nicht Vogel und war nicht Maus, das war nicht Bauer und war nicht Nagel, das war die seltsam riechende Sohle, die seit dem letzten Vollmond den Wald durchschleicht.

Tief unter der Erde, hinter der steilen Gipswand, da liegt der Rater in sicherer Ruh. Kein Grabsecht stört ihn dort, kein Rauch erreicht ihn da, kein Hund kann zu ihm heran. Da sind Gänge, die der Dachs grub, den der Fuchs vertrieb, der die Flußröhren scharzte. Da sind jähe Spalten und steile Kanten, und hinter ihnen verrotten die Gerippe der Tadel, die an Dachs und Fuchs und Kaze jagten und niemals wieder zu Tage kamen. Dort ist so weich der Mulm und so trocken der Lößboden, warm ist es da zur Winterszeit und sommertags so kühl. Dort ist der heimliche Jäger in guter Hut und kann den Tag verschlafen und träumen, soviel er mag.

Er schläft und träumt. Die Rutenspiße zuckt, die Krallen schlüpfen aus dem Sammet der Pranken heraus, greifen in die Luft und betriecken sich wieder. Alte Bilder brachte der Traum. Von jener Zeit, als der Rater noch ein Käpchen war, das mit seiner Mutter buschiger Lunte spielte als das erste der drei Geschwister, das den Wert der Krallen erkannte. Er hatte als erstes die Maus an sich gerissen, die die Käbin zu Waue trug, zuerst den Siebenschläfer geknickt, die flügge Droffel gewürgt, den Junghasen totgequält, ehe die Geschwister es sich trauten. Und als erster hatte er geweidwert, sich an das Eichläschen herangebirsch, als es Pfifferlinge suchte, es im Sprunge gerissen und stolz zum Barloche geschleppt.

Er erwacht, blinzelt um sich, reckt sich und steigt bedachtsam über die Kanten und Spalten. Mitten in der kleinen Lichtung der Fichtendigung mündet das Notrohr, das der Fuchs sich scharzte. Kein Jäger findet es; ein breitverzweigter Fichtenast spreizt sich darüber hin. Immer ist es dort überwindig und trocken, und es kommt Sonne genug dahin. Und so weich ist das rote Nadelwerk und das seidene Moos. Da träumt es sich noch besser als unten. Lage, von heimlichen Birschgängen in lauen Sommernächten, von Fischweid im Februar am Klippenufer des Baches, wenn die Forelle laichdumm ist und sich so bequem auf das Ufer angeln läßt.

Neber Minnefahrten läßt sich dort nachsinnen. Weit weg führten sie, in rauher Berge schwarze Fichtenwälder, denn ringsumher lebte keiner mehr vom Geschlechte der freien Raten. Als die alte Käbin todwund zu Wau gefahren kam mit zerplitterten Knochen, als sie kalt war und die Bitterung verlor, da hatten sich die drei Geschwister zerstreut. Sie fanden sich nicht wieder zusammen, trotz des Ältesten allnächtlichen Sehnsuchtsrufes einem ganzen Hornung hindurch. Da war er fortgezogen, hatte tagsüber in Felslöchern und Dachsbauen geschlafen, zwei Behen in einem

Eisen gelassen, sich mit einem schnellen Hunde gebalgt, Schrote hatten seine Keulen geschrammt und eine Kugel ihm Felsplitter um den Kopf gesprengt. Da zog es ihn wieder in das heimatische Tal zurück.

Im Februar aber trieb es ihn, wenn er in Busch und Klippe Nacht für Nacht umhergestrichen war, kläglich nach Mhannelohn jammernd, hinaus in die Fremde, über kahle Felder, in unbekannte Wälder, wo er seinesgleichen antraf. Grimmige Gefechte hatte er bestehen müssen mit freien Katern, zerrissen war oft sein Balg und rot seine Kranien, aber immer hatte er obgesiegt und seine Lust büßen dürfen. Aber allzu gefahrvoll wurden ihm die Minnefahrten, und so strich er nachts an dem Dorfe entlang, trieb die unfreien Kater vor sich her und jagte ihnen ihre Bräute ab, und die Bauern fanden es verwunderlich, daß die jungen Raben in ihren Ställen von Jahr zu Jahr grauer wurden und dickere Köpfe, rauheres Haar und kürzere Schwänze bekamen. Als aber der Jäger, der jeden Juli hier auf den roten Bod weidwerkte, ihnen sagte, in den Raben stecke wildes Blut, da lachten sie und sagten, die letzten beiden Wildkätzchen in der Gegend hätte der Förster vor sechs Jahren im Eisen gefangen und an die Schule in der Kreisstadt gegeben.

Der Jäger aber spürte nach jedem Regen alle Wege ab, und er sah sich jeden alten, geschundenen Holunderbusch an und strich um jeden Bau und lauerte an allen Uferstellen, wo er die Reste von Forellen fand und sah stundenlang vom Abend bis tief in die Nacht auf dem Hochsitz, bei unsicherem Mondenlicht, in den Wald spähend, und ließ sich auslachen von dem Förster und von den Holzarbeitern, weil es ihm dieses Jahr mit den Böden nicht glücken wollte, denn er hatte sich gelobt, nicht eher wieder den Finger auf einen Bod krümmen zu machen, bis daß das Miß gerächt sei, das er im Busche fand, mit den Krallenarben an der Kehle und dem säuberlich benagten Blatt. Denn daß das der Fuchs nicht gewesen war, das stand für ihn fest.

Und so hatte er vorgestern und gestern, wie die Tage vorher, vor Tau und Tag die Krone der alten Samenbuche erstiegen, die oberhalb des Barloches an dem Zwangspasse zwischen den grauen Klippen steht, sich im Frühwind vor Frost geschüttelt, in der Mittagsglut vor Hitze geseufzt und sich nicht gerührt und geregt und immer nur auf die Sohle des Erdfalles nach dem schwarzen Fleck an der Wand der grauen Gipswand gestarrt. Und einmal, als ihm der Schlaf Sand in die Augen warf, und er fester in den Riemen hineinsank, mit dem er sich an den Stamm geschnürt hatte, da hatte er geträumt, die Wildblase stände unter ihm und war nach gemorden. Und als er sich die Augen rieb, da stand sie auf dem Blutsteine und verschwand, ehe er den Dreilauf von dem Astzaden nehmen, scharf machen und anbaden konnte, wie ein Schemen, wie ein Traumgestalt.

Wie er dann, müde und verärgert, jeden Fleck um die Fichtenbildung abspürte, da fand er die starke Katzenspur, und jeden Raum zwischen den Jungfichten absuchend, stieß er auf das Notrohr und überlegte nicht lange und verwiterte es nach Jägerart in gröblicher Weise, um den Kater zu zwingen, dort aufzutauhen, wo er ihm sichtig kommen mußte. Und jeden Tag verwiterte er das Notrohr von neuem, und alle dicken schwarzen Käfer und alle fetten blauen Fliegen wußten das bald und brummen und summten nach der Didung hin, und nun auch an diesem Spätnachmittag war dort ein großes Gebrummse und Gesumuse.

Der alte Kater will dort den Abend erwarten. Langsam schiebt er sich in dem Notrohr entlang. Schon von weitem vernimmt er das Summen und Brummen, und die üble Bitterung fällt ihm ziemlich auf die Nerven. Er reckt sich, schiebt sich vor und starrt nach der Lichtung. Dann fährt er zurück und schleicht über die Felszaden, springt über die Spalten und bleibt lange nachdenklich auf seinem Schlafplage sitzen. Endlich schiebt er sich voran, Zoll um Zoll, bis er sich der Mündung des Hauptrohres nähert. Da verhofft er lange Zeit, windet und äugt, bis Raufesiff und Jungvogelgepiepe seinem Magen heftiger zuseht. Da stößt er den dicken Kopf aus dem schwarzen Loch und äugt an den Gipswänden entlang.

Kein Blatt rührt sich, es regt sich kein Galm. Fern pfeifen die jungen Käuze, im Stangenorte ruft eine Kiß nach der Ride, Mäuse schrillen, die Fledermaus zwischert, Kotzschlän singt sein letztes Lied. Lautlos schleicht der Kater an der Schattenseite des Felsfessels entlang, unhörbar schnürt er an der Wand empor, unter dem Holunderbusch verharret er lange regungslos, den Kopf hin und her wendend, jedes Abendfalter's Schwingenschlag, jedes Käfers Getrappel vernehmend. Und nun steht er auf dem Nordsteine, setzt sich und äugt ringsumher.

Ein ganz leises Krachen in der alten Buche reizt seinen Kopf herum. Aber oben aus den Kronen der Bäume kam noch nie ein falscher Laut, eine gefährliche Bitterung. Lange starren seine grünen Seher in den breiten Wipfel. Es lebt und webt da etwas. Vielleicht der Siebenschläfer, oder eine Taube, die sich im Schlafe rührt, ein Häher oder die Eule.

Ein roter Blitz zerreiht die Dämmerung, ein Hagelgeprassel zerschmettert den Holunderbusch, ein Donner fällt in die Ruhe des Waldes, Stinknebel tanzt blau um den Silberstamm der Buche; die Taube prasselt durch das Laubwerk, der Hase rauscht durch das Getränt, der Berg wirft den Donner zurück und trägt der Reife Schrecken heran,

In der alten Buche raschelt und knistert es. Etwas Großes, Graues klettert in ihrem Astwerk, steigt langsam herab, fällt dumpf zu Boden. Ein Lichtchen brennt auf, fährt hinter ein Glas, eine Flamme leuchtet, tanzt nach dem Blausteine und schwebt um ihn herum, den Stein beleuchtend und ein braunes Mannesgesicht rot färbend.

Die Augen des Jägers leuchten auf. Rote Flecken findet er auf dem grauen Steine und ein graues Büschel an einem roten, nassen Felsen, der zwischen den zerhossenen Flechten hängt. Und weiter nichts, gar nichts. Auch nicht an den Wänden des schwarzen Schlundes, auch nicht auf dem Schotter der Sohle des Erdfalles, auch nicht in der Mündung des Baues. Er führt einen belaubten Zweig hinein und zieht ihn heraus, jedes Blatt ableuchtend. Nichts! Doch, hier ein winziges fleckiges Schweiß.

Der Jäger wirft sich lang hin, schiebt sich vor den Bau, legt das Ohr vor das Nohr, hält den Atem an und lauscht. Schwach, als wäre es unendlich weit, ertönt ein einziger dünner, klägliches Laut, einmal nur und dann nicht mehr.

Der Holunderbusch wird keinen Krallenhieb mehr spüren, kein Kiß klagt mehr unter dem Krallengriff, keine Forelle fliegt mehr im Bogen auf den Uferschotter.

Der Letzte von der Sippe der freien Raben weit und breit ist nicht mehr.

## Volkbücherei.

Heutzutage mangelt es weder an allerhand belehrender wie unterhaltender Literatur, noch an Möglichkeiten, sich solche auf die billigste Weise zu verschaffen. Nach und nach in den Besitz einer Hausbibliothek zu kommen, ohne deren Beschaffung und ständige Vergrößerung als unerschwingliches Opfer empfinden zu müssen, wird heute manchem möglich gemacht. Natürlich soll nicht verkannt werden, daß, da der Strom der wissenschaftlichen und sogenannten „schönen“ Literatur von Jahr zu Jahr ins Uferlose wächst, die Auswahl des Wertvollsten immer schwerer fällt. Der literaturkundige Laie kann sich da ohne Führer nicht mehr zurechtfinden und wird oft daneben greifen. Allerdings fehlt es auch nicht an Verzeichnissen der besten Bücher aus der Bestliteratur. Unsere Arbeiterbildungsausschüsse könnten da im Verein mit sachlichen Kennern wirklich noch ein nützlich Stück Arbeit leisten, obwohl ja die Verlagsanstalten alljährlich und je nach Bedarf Kataloge der bei ihnen erscheinenden Werke herausgeben und diese an jeden Interessenten gratis verabsorgen. An der Spitze aller Unternehmungen für billige, gediegene Volksliteratur steht noch immer die *Reclam'sche Universalbibliothek* in Leipzig. Sie hat bis jetzt weit über 5000 Einzel- und Gesamtwerke aus den Literaturschätzen aller Völker der Erde veröffentlicht. Freilich ist auch manche Spreu darunter, insoweit nämlich, als lebende Autoren in Betracht kommen, die sich um jeden Preis gedruckt sehen wollen. (Die meisten Verlage billiger Literatur kuldigen dem Grundlag, daß Honorarzählung ein läßel und überflüssig Ding sei.) Nichts ist aber, wenn man diese wirtschaftliche Misere außer Acht läßt, verkehrter, als die *Ausgrabungsmanie* deutscher Literaturschulmeister. Wir sind schon soweit gekommen, daß wir jeden Papierschnitzel, den ein Dichter beschrieben, jeden Span und Splinter, den er von seinem Werke weggehauen hat, in Buchform serviert bekommen. Von anderen Neuauflagen kann dagegen bedienstlich geredet werden. Da sind z. B. die Gedichte des hochbegabten, aber zeitweilig, ja selbst über seinen Tod hinaus namentlich von seinen Landsleuten verkannten und geschmähten schweizerischen Lyrikers *Heinrich Leuthold* und die Ausgabe der *Ausgewählten Dichtungen* von *Johann Nepomuk Vogl* zu nennen. Dieser Oesterreicher genoh den begründeten Ruf eines Meisters der Ballade. Der Herausgeber *Rudolf Kleinode* ist gewiß sorgfältig verfahren; denn er läßt auch *Vogl*, den tief sinnigen Lyriker, reichlich zu seinem Rechte kommen. Und mochte *Vogl* gleich vielen österreichischen Poeten aus der Metternich'schen Ära sich gegenüber den Ruf nach Freiheit taub verhalten haben; er hat doch auch sein „*Pereat omni malo*“ dem un deutschen Mann, wie der un deutschen Frau, dem feilen Knecht, wie dem falschen Freunde, dem Schacherhund, wie dem Frömmeler gesungen:

Pereat dem feilen Knecht  
Mit dem ewig krummen Rücken,  
Der mit süßem Angesicht,  
Ein erbarmungswerter Nicht,  
Nichts versteht, als sich zu bilden;  
Ihm und jeder Schleichertat:  
Pereat!

Pereat dem Schacherhund,  
Der nach Gold nur Menschen schätzt,  
Der da häuft nur Gut auf Gut,  
Dem es gleich, ob Trän', ob Blut  
Sein erprehtes Gold benehzt;

Pereat dem Frömmeler gar,  
Der da kniet mit Gleichermienen,  
Der sich frech erborgt den Schein,  
Aber dessen Herz von Stein  
Nur dem eigenen Ich mag dienen.

Bereat auch Sänger Dir,  
Der nicht nach dem Höchsten ringet,  
Der nicht mit gerechtem Glimm  
Für das Wahre, Heilige, kühn,  
Als ein Schwert die Leher schwinget;  
Dir und jeder schlechten Tat:  
Bereat!

Unter den Balladen Vogls ist „Frau Hutt“, eine seiner Berühmtesten, ausgeschlossen worden. Warum? Von reichs-deutschen Dichtern sind die Königsberger E. Th. A. Hoffmann und Ernst August Hagen zu nennen. Hoffmann, dieser gentile Romantiker ist ja bereits mit einer Reihe seiner Prosabildungen vertreten. Ihnen stellt nun Edgar Hutzel Hoffmanns Musikalische Novellen zur Seite. Der Herausgeber, ein jüngerer Musiklehrer, hat dem Bändchen eine sehr instruktive Einleitung über Hoffmann als Musiker beigegeben. August Hagens „Norika“, das sind Rurnbergische Novellen aus alter Zeit“, gehören gleichfalls zu den vorzüglichsten Schätzen unserer das deutsche Kunst- und Geistesleben wundervoll echt wiederpiegelnden Erzahlungsliteratur. Sie sind klassisch in ihrer Art und bergen in sich unbergangliche Schönheit. Endlich registrieren wir zwei moderne Dichter Frankreichs: Anatole France, dessen Roman „Professor Bonnards Schuld“ hier von F. Wahl und F. Le Bourgeois übersetzt erschien und Anatole Le Braz, der ist der ureigenste bretonische Erzähler, sowohl seiner Abstammung nach, wie aus innigstem Studium und seelischen Verwachsenheit mit seinem Heimatlande. Hier werden drei seiner Erzählungen geboten: „Sirenenblut“ (die den Haupttitel des Doppelbandchens abgibt), ferner: „Die Tochter des Schmugglers“ und „Die schwarze Hochzeit von Guernaham“. Da die bretonische Sprache, die zur keltischen Sprachfamilie zählt, nebst allen von Alters her gepflegten Sitten und Bräuchen dieses Volkes mehr und mehr unter dem siegenden Einflu der französischen Sprache und Kultur verschwindet, so beanspruchen Anatole Le Braz' Gesichten, ganz abgesehen von ihrer dichterischen Eigenart gerade auch als Zeugnisse des bretonischen Stammes einen hohen ethnologischen Wert.

Neben Reclams Universalbibliothek behauptet sich „Hesses Volksbucherei“ (Leipzig, Hesse u. Weder Verlag). Ihre 20 Pf. Bändchen bringen Schöpfung der älteren wie namentlich neueren und neuesten deutschen Literatur und empfehlen sich durch klaren Druck auf gutem Papier. Weniger gilt das von Kurschners Bucherschatz (Hermann Hillger Verlag Berlin). Dafür werden sämtliche Romane und Novellen dieser vor 15 Jahren von Joseph Kürschner begründeten Sammlung durch Originalillustrationen begleitet. Der Preis für jedes Bändchen beträgt trotzdem nur 20 Pf. Alle diese vorangenannten Bibliotheken nebst verschiedenen anderen bergen einen überquellenden Reichtum an literarischen Schätzen. Verständige Wahl und gebiegender Geschmack vermögen hieraus sehr wohl eine alles umspannende Bücherei für das Volk aufzustellen.

e. k.

## Kleines feuilleton.

### Naturwissenschaftliches.

Eisenfressende Bakterien. Die Bakterien sind nicht nur wegen der Stärke der Wirkungen, die sie auszuben vermögen, im Verhaltnis zu ihrer winzigen Groe eine höchst merkwürdige Sippe, sondern auch von erstaunlicher Vielseitigkeit. Hat man doch sogar die Spuren ihrer Tätigkeit in uralten Schichten der Erdkruste entdeckt, wo sie bei der Zersetzung der gewaltigen Pflanzenmassen, aus denen sich die Steinkohle gebildet hat, eine auerordentlich wichtige Rolle gespielt haben sollen. Eine besondere Gruppe von Bakterien, die ihren Namen nach ihrer auffälligsten Eigenschaft erhalten hat, sind die Eisenbakterien. Ihnen hat der ausgezeichnete Bakterienforscher, Professor Wollich, eine eigene Abhandlung gewidmet. Die meisten von ihnen haben eine fadenfornige Form und unterscheiden sich also von den echten Bakterien schon dadurch, da diese bekanntlich, wie schon ihr Name besagt, eine Stäbchenform besitzen. Immer wählen die Eisenbakterien ihren Aufenthaltsort in einem Wasser, das stark eisenhaltig ist, und sie haben eben die sonderbare Kraft, das Eisen aus der wässerigen Lösung heraus zu ziehen und seine Verbindungen zu zersetzen. Im Wasser ist das Eisen als ein lösliches Salz, nämlich als lösliches Eisenoxydul, vorhanden und als solches wird es von den Bakterien „gefressen“. Dann bilden diese daraus Eisenhydroxyd, dessen brunlichrote Farbe den kleinen Lebewesen selbst mitteilt. Wenn die Bakterien sterben, so sinken sie auf den Boden des Wassers und verursachen dort die so häufige rötlichbraune Schicht. Es wird jetzt als sicher betrachtet, da die Bildung des Wiesen- oder Sumpferdes, die dem Landwirt mitunter in höchst lästiger Weise zu schaffen macht, lediglich auf solche Bakterien zurufzufuhren ist. Auch in den eisernen Röhren von Wasserleitungen können die Bakterien mitunter allerdhand Anflug an, der sogar bis zu einer Verstopfung führen kann.

### Verkehrswesen.

Ueber schnelle, aufenthaltslose Zugverbindungen plaudert der „Internationale Volkswirt“. Das Geheimnis der Verkürzung der Reisezeit liegt heute fast ausschlielich in der Vermeidung von Aufenthalten zwischen den Hauptstationen. In dieser Beziehung kann aber Deutschland vom Auslande, insbesondere England und Frankreich, noch recht viel lernen. In England legt einer der schnellsten Züge die Strecke Wakefield bis London, 280 Kilometer, in 3 Stunden 5 Minuten ohne Aufenthalt, also mit einer Fahrgewindigkeit von 91,2 Kilometer pro Stunde zurück. Die von der Groen Westbahn gestellten Travourzuge durchfahren die enorme Distanz London—Plymouth von 363,2 Kilometer ohne Aufenthalt mit einer Gewindigkeit von 88,2 Kilometer pro Stunde. Die 310 Kilometer lange Strecke London—Liverpool wird von vielen Zügen der Nordwestbahn aufenthaltslos mit einer Durchschnittsgewindigkeit von 86,3 Kilometer genommen.

In Frankreich ist es vor allem der berühmte Côte d'Azur-Express, der die Strecke Paris—Dijon, 318 Kilometer, aufenthaltslos in 3 Stunden 52 Minuten durchfährt. Die Nordbahn von Paris bis Calais nimmt diese 300 Kilometer lange Strecke mit einer durchschnittlichen Gewindigkeit von 89 Kilometer, die von Paris nach Boulogne, 254 Kilometer, mit der gleichen Gewindigkeit, während die Orleans-Bahn die Distanz Paris—Tours, gleich 235 Kilometer, in 2 Stunden 37 Minuten durchfährt.

Vergleichen wir damit Deutschland, so sehen wir, da nur ganz wenig Züge eine Distanz von mehr als 200 Kilometer aufenthaltslos durchfahren. Es sind dies der seit dem 1. Mai 1911 eingestellte Zug D 20, der Berlin um 8.40 verlast und nach Hamburg um 12.0 kommt, also die 286,7 Kilometer lange Strecke in 3 Stunden 20 Minuten durchfährt. Die Durchschnittsgewindigkeit beträgt auf diesen Zügen 86 Kilometer pro Stunde. Ebenfalls erst seit dem 1. Mai geht der neue Zug Berlin—Liegnitz, als Berlin 7.47, am Liegnitz 11.8, der die 264,3 Kilometer lange Strecke ohne Aufenthalt mit einer Gewindigkeit von 78,1 Kilometer durchfährt. Bisher war der schnellste Zug Berlin—Hannover, der eine Entfernung von 254,1 Kilometer in 3 Stunden 9 Minuten, also mit einer Fahrgewindigkeit von 80,7 Kilometer zurücklegte. Im Süden Deutschlands wäre noch der Zug D 37 zu erwähnen, der München 9.00 verlast, um 12.25 in Würzburg einzutreffen, also die Distanz von 277,1 Kilometer in 3 Stunden 25 Minuten = 81,6 Kilometer Fahrgewindigkeit durchfährt. Der Gegenzug hat in Steinach einen kurzen Aufenthalt, legt aber die 223 Kilometer von Steinach nach München in 2 Stunden 35 Minuten, also mit der Gewindigkeit von sogar 87,1 Kilometer pro Stunde zurück. Das sind in Deutschland alle Züge, die Strecken von über 200 Kilometer aufenthaltslos durchfahren.

Alle übrigen groen deutschen Schnellzüge haben wiederholte Aufenthalte, zum Teil, besonders im Süden und Westen, an ganz unwichtigen Stationen. Als Unikum sei nur erwähnt, da selbst die schnellsten D-Züge in dem nur 10 Kilometer von Frankfurt a. M. entfernten und mit diesem durch Nebenbahnen und Straenbahnen verbundenen Offenbach Halt machen müssen. Wenn Deutschland im Eisenbahnwesen auf der Hoe sein will, so mu es in dieser Beziehung noch viel von seinem westlichen Nachbar und vom britischen Inselreich lernen.

### Mineralogisches.

Der Triumph des Aluminiums. Die Industrie, die sich mit der Gewinnung von metallurgischem Aluminium beschäftigt, hat in wenigen Jahrzehnten einen Aufschwung genommen, der zu den auerordentlichsten Ereignissen der letzten Zeit zu rechnen ist. Eigentlich sollte man sich darüber wundern dürfen, da die Naturwissenschaft und die Technik nicht früher Mittel gefunden haben, dies Metall aus seinen natürlichen Verbindungen herauszuziehen, denn es ist ohne Zweifel das häufigste Metall in den festen Schichten der Erdkruste, noch häufiger als das Eisen. Jeder Ton enthält Aluminium, denn die sogenannte Tonerde ist nichts anderes als Aluminiumoxyd, als eine Verbindung von metallischem Aluminium und Sauerstoff in einem bestimmten Verhaltnis. Wahrscheinlich nimmt die Tonerde beinahe den sechsten Teil des Gewichts der gesamten Erdkruste in Anspruch. Trotzdem war metallisches Aluminium bis zum Jahre 1880 fast eine Merkwürdigkeit, die nur selten jemand zu sehen bekam, wenn er sich nicht gerade als Chemiker mit diesem Stoff beschäftigte. Damals, vor dreißig Jahren, wurde ein Pfund Aluminium mit etwa 60 M. bezahlt. Man hatte eben noch kein Verfahren, um das Metall aus der Tonerde durch Auscheidung des Sauerstoffs auf eine leichte und billige Art zu gewinnen. Erst die Elektrolyse hat die Mittel dazu angezeigt. Ein Bericht der Geologischen Landesuntersuchung der Vereinigten Staaten kennzeichnet mit wenigen Zahlen den seitdem gemachten Fortschritt. Im Jahre 1883 wurden nur 83 Pfund Aluminium hergestellt, im Jahre 1909 dagegen über 34 Millionen Pfund. Dieser schnelle Siegeszug der Aluminiumindustrie hat einen geradezu grundlegenden Anteil an der Entstehung und Entwicklung anderer neuer Industrien von höchster Wichtigkeit. Weder die unglaublich rasche Einführung und Vervollkommnung der Kraftwagen noch die Erfolge der Flugschiffahrt lieen sich denken, wenn nicht in Aluminium ein Metall von unvergleichlicher Leichtigkeit zur Verfügung stände.